

JAPAN UND PREUSSEN ZUR EINFÜHRUNG

Gerhard KREBS

Seit der deutschen Wiedervereinigung und der Neugründung des Landes Brandenburg hat die Beschäftigung mit der Geschichte Preußens eine Ausweitung erfahren und stieß auch in der Öffentlichkeit auf ein verstärktes Interesse. Das „Preußenjahr“ 2001 hatte dann vor diesem Hintergrund nicht nur in wissenschaftlichen Veranstaltungen, sondern auch in den Medien zu grundsätzlichen Debatten über den Charakter Preußens und dem von ihm geprägten zweiten deutschen Kaiserreich geführt. Lange Zeit hatten sich bei der Beurteilung dieses Landes, in dem einem gern zitierten Wort zufolge nicht der Staat über eine Armee, sondern eine Armee über einen Staat verfügte, die Geister geschieden. In einer selten überwundenen Polarisierung standen sich meist unversöhnliche Preußen-Feinde und begeisterte Preußen-Freunde gegenüber. Zwei angezettelte und verlorene Weltkriege, für die oftmals der preußische Geist verantwortlich gemacht worden war, erschwerten eine objektive Analyse des einst so mächtigen Landes, seiner Monarchen, seiner Politik und seiner Gesellschaft. „Preußen“ stand nun vor allem für Größenwahn, der noch durch den systematisch herangezuchteten Gehorsam seiner Bevölkerung verschlimmert worden war. Es war nicht nur durch den alten Militarismus diskreditiert, sondern auch durch den Nationalsozialismus, der dem Volk vorgegaukelt hatte – gipfelnd in dem „Tag von Potsdam“ –, preußische Tugenden und Traditionen zu pflegen und damit Deutschland zu neuer Größe führen zu können. Für viele „Volksgenossen“ glaubhaft, hatte Hitler sich Friedrich den Großen zu seinem Vorbild erkoren und sich als Vollender von dessen Herrschaftsidee präsentiert. Dabei war das alte Preußen durch den „Preußenschlag“ von 1932 in Wirklichkeit bereits untergegangen, und viele Deutsche hatten zu spät bemerkt, was dieser Verlust bedeutete und welchen verhängnisvollen Weg sie nun zu beschreiten im Begriff standen.

Bei der großen Preußen-Ausstellung im Berliner Gropius-Bau war bereits im Jahre 1981 eine „Entdämonisierung“ des lange verfeimten Staates beabsichtigt worden, wenn auch mit eher durchwachsenem Erfolg, und sogar die DDR-Regierung ließ das Standbild Friedrichs des Großen auf der Straße Unter den Linden wieder aufstellen. Der inzwischen noch gewachsene zeitliche Abstand und die vollzogene Wiedervereinigung

machten dann um die Jahrtausendwende eine nüchternere Betrachtungsweise noch eher möglich. Preußen stand nicht mehr einseitig als „Raubstaat“ da, der immer wieder seine Nachbarn willkürlich überfallen und seinen Untertanen einen menschenverachtenden Kadavergehorsam eingebleut hatte, um sich das dafür notwendige Werkzeug zu verschaffen, sondern auch als Vorbild an Toleranz, Pflichterfüllung, Rechtssicherheit, Genügsamkeit, Prinzipientreue, Fleiß, Rationalität, wirtschaftlich-industrieller Effizienz und wissenschaftlichem Streben. So konnte es sich kürzlich der damalige brandenburgische Sozialminister Alwin Ziel erlauben, laut über die Möglichkeit nachzudenken, dem nach einem eventuellen Zusammenschluß seines Bundeslandes mit Berlin zu bildenden Land den Namen „Preußen“ zu verleihen. Er löste damit eine große Diskussion aus, in der sich durchaus ernsthafte Politiker für seine Idee aussprachen, die Front heftigster Gegner aber noch viel breiter war, bis hin zu dem Vorwurf, einen Zombie heraufzubeschwören.¹

Der hier versammelten Autorengruppe schien es angebracht, angesichts der vielfach zu beobachtenden Versuche, ein „Preußen ohne Legende“ zu zeichnen, auch den einst als „Preußen Ostasiens“ angesehenen Japanern eine eigene Untersuchung zu widmen und die Einflüsse aufzuzeigen, viele davon mit Langzeitwirkung, die aus Preußen bzw. dem Wilhelminischen Deutschland auf diese eingewirkt hatten. Andererseits sollte auch dargestellt werden, welche Rezeption Japan damals in Deutschland fand, so z.B. seine Kunst, seine Sprache und seine Kultur. Natürlich konnte das wirtschaftlich so rückständige Land nicht zum Modell Deutschlands werden, und so blieb die Beeinflussung meist sehr einseitig. Die aus Korea stammende Autorin Lee Eun-Jeung aber weist nach, daß der Konfuzianismus Chinas, der ja auch Japan seinen Stempel aufgedrückt hat, in Deutschland Bewunderung hervorgerufen und Nachahmer gefunden hat, bis hin zum preußischen König. Der Slogan „Von Japan lernen!“ aber tauchte erst ein Jahrhundert nach der Modernisierung auf und wird nach dem Ausbruch der schweren Wirtschaftskrise in dem fernöstlichen Land auch kaum noch gehört, macht sich in Japan selbst doch ebenfalls eher eine neue Bescheidenheit bemerkbar.

Das Ende einer geradezu panischen Angst der Europäer vor einer wirtschaftlich-technischen Überlegenheit Japans und anderer asiatischer Länder bietet die Chance zu einer vorurteilsfreien Behandlung auch der Vergangenheit. Die Ursprünge für den inzwischen gefürchteten Konkurrenten auf dem Weltmarkt bildete ja die Modernisierung Japans nach der Meiji-Restauration im Jahre 1868. Wie in dem Beitrag von Bernd Martin nachgewiesen wird, hatten schon – vielleicht bedingt durch die auch in

¹ Siehe z.B. die Stimmen im Berliner „Tagesspiegel“ vom 16. und 17.2.2002.

Deutschland vollzogene und von Lee betonte Rezeption des Konfuzianismus – die Teilnehmer der preußischen Ostasienexpedition zu Anfang des Jahrzehnts unter den Japanern eine ganze Reihe von vertrauten Eigenschaften entdeckt und in ihrem Gastlande zum Teil ähnliche Bedingungen festgestellt, wie sie in der eigenen Heimat geherrscht hatten.

So war es kein Wunder, daß sich Japan in seiner Modernisierungsphase auf einer Vielzahl von Gebieten Preußen bzw. das preußisch dominierte Deutsche Reich zum Vorbild nahm und von dort viele Ausbilder und Berater ins Land rief. Außerdem gingen viele Japaner zum Studium nach Deutschland. Der ihnen schnell verliehene Beiname „Preußen Ostasiens“, der tiefe Bewunderung ausdrückte, beruhte nicht nur auf beeindruckendem Fleiß, Disziplin und Lernbegierde, sondern auch auf ihren militärischen Tugenden, Mut, Prinzipientreue und bedingungslosem Gehorsam.

Der Inhalt der einzelnen Beiträge soll an dieser Stelle nicht vorweggenommen werden, doch sei vermerkt, daß es den Autoren nicht schwergefallen ist, die langfristig wirkenden Einflüsse des Vorbildes auf Japan nachzuweisen, wo es auch aus der zeitlichen Distanz möglich geworden ist, das eigene „Preußenbild“ vorurteilsfrei zu untersuchen. Hier tritt Nakai Akio als Emeritus für deutsche Geschichte und als Sohn eines Generals mit doppelter Kompetenz auf. Sein Beitrag mit einem stark narrativen Charakter unterscheidet sich bewußt von den anderen, streng wissenschaftlichen Abhandlungen, da der Autor seine persönlichen Eindrücke und Erfahrungen mit einfließen lassen wollte. Andererseits bemühen sich deutsche Wissenschaftler, das in ihrem Lande entstandene Japanbild herauszuarbeiten. Das wachsende Interesse an Ostasien hatte dazu geführt, daß sich nicht nur Künstler mit diesem Kulturraum befaßten, sondern allmählich eine Ostasien- und damit eine Japanwissenschaft entstand.

Viele Fachgelehrte hatten den Einfluß Preußens auf Japan jahrzehntelang weitgehend als verhängnisvoll eingestuft. Dazu waren nicht nur der Militarismus gezählt worden, sondern auch die Modellfunktion beim Aufbau einer autoritären Staatsstruktur, z.B. durch die Übernahme zahlreicher Elemente aus der preußischen Verfassung mit ihrer starken Stellung von Monarchie und Militär und damit eine grundlegende Orientierung an dem deutschen Obrigkeitsstaat. Es wird aber durch die Beiträge klar, daß auch viel Positives aus der Verbindung hervorging, z.B. eine größere Rechtssicherheit durch die Übernahme deutschen Rechts und des im Vergleich zu Japan fortschrittlichen Erziehungssystems sowie durch die Beschäftigung mit der deutschen Wissenschaft. Der deutsche Einfluß bleibt jedoch ein Konglomerat, in dem sich autoritäre Strukturen und wirtschaftlicher Nutzen mit Romantik paaren und sich nützliche

Lerninhalte mit irrationalen Strömungen verbinden. Mit Sicherheit aber sind das bilaterale Verhältnis und die festzustellenden Einflüsse ein Teil der gemeinsamen Geschichte und verdienen schon deshalb große Beachtung, wie besonders Bert Becker betont.

Nicht alle Autoren kommen zu einvernehmlichen Überzeugungen, und auch auf dem Symposium, auf dem die meisten der abgedruckten Beiträge beruhen, war dies nicht der Fall. Während Lee Eun-Jeung die starke Ausstrahlung des Konfuzianismus auf Friedrich den Großen betont, bezeichnet Reinhard Zöllner den Preußenkönig als frühen Zeugen für den beginnenden Siegeszug des Eurozentrismus. So wurde auch die von Bernd Martin vertretene Ansicht, die Übernahme preußischer Strukturen sei für Japans Weg in den Zweiten Weltkrieg verantwortlich, nicht von allen Teilnehmern akzeptiert, und zumindest einige vertraten die Überzeugung, daß noch alle Optionen offen gewesen seien. Ebenso kann man anderer Ansicht sein als Reinhard Zöllner, ob Okinawa (Ryū Kyū) in der späten Tokugawa-Zeit als japanisches Territorium zu bezeichnen sei.

Man bedenke auch, daß nicht etwa das autoritäre Preußen-Deutschland Japans politisch-militärischer Wunschpartner war, sondern das demokratische Musterland Großbritannien. Daß es Tōkyō gelang, mit London 1902 ein Bündnis zu schließen, wertete das fernöstliche Kaiserreich enorm auf, war es doch dadurch zum gleichberechtigten Partner der damals einzigen Supermacht geworden. Die Militärallianz hielt zwanzig Jahre und wurde zum größten Bedauern Japans einseitig von Großbritannien aufgegeben. Die Verbindung mit Deutschland über ein Jahrzehnt später ist nicht durch Sympathie zu erklären, sondern war eine Notlösung, stand doch der eigene Wunschpartner England – das auch Hitlers Wunschpartner war und für den Japan eben auch nur eine Notlösung bildete – nicht mehr zur Verfügung. Auch Japans Expansionspolitik war ursprünglich nicht auf das deutsche Modell zurückzuführen, sondern das britische Weltreich hatte Pate gestanden. Großbritannien hatte aber gerade den Beweis geliefert, daß ein Staat keiner autoritärer Strukturen bedurfte, um eine imperialistische Politik zu betreiben.

Ebenso wurden Zweifel angemeldet, daß in Japan das Gesetz zur Generalmobilmachung 1938 und die Selbstauflösung der – konstitutionell gar nicht vorgesehenen und erst später gegründeten – Parteien zwei Jahre später mit einer Außerkraftsetzung der Verfassung von 1889 gleichbedeutend war (so Andō Junko). Auch Beobachter in der angelsächsischen Welt hatten im 19. Jahrhundert die Ansicht vertreten, daß Japan nicht reif für eine liberalere Verfassung sei und hatten daher das preußische Vorbild als das geeignetere bezeichnet. Fraglich ist auch, ob ein Staatswesen wie das japanische des preußischen Vorbildes bedurfte, um sich in militaristischen und autoritären Bahnen zu entwickeln, denn die

Kriegerkaste hatte ja das Land jahrhundertlang beherrscht, den Umsturz von 1868 durchgeführt und auch die Führung der Regierung übernommen, die sich dann der Modernisierung verschrieb.

Auf jeden Fall aber war das neue konstitutionelle System im innerjapanischen Zusammenhang als Fortschritt anzusehen. Wilhelm Röhl, der ursprünglich nicht zu dem Kreis der hier versammelten Autoren gehört hatte, hat dankenswerterweise einen zusätzlichen Beitrag über die Einflüsse des deutschen Rechts auf Japan beigesteuert. Die sich dadurch ergebenden leichten Überschneidungen mit der Untersuchung von Ando Junko sind angesichts der dadurch neu gewonnenen Informationen sicher hinzunehmen.

Die Diskussion über die preußisch-japanischen Kontakte und Einflüsse kann durch dieses Gemeinschaftswerk mitnichten als beendet angesehen werden, zumal gar nicht alle relevanten Themen – so z. B. das Polizeisystem – abgedeckt werden konnten. Daher hoffen Herausgeber und Autoren, daß ihre Beiträge einen Anstoß zu weiterführenden Studien geben und dabei zu objektiven Urteilen führen werden. Schon jetzt aber kann als sicher gelten, daß der über die Jahrzehnte entstandene Mythos von der „Völkerfreundschaft“ nicht aufrechtzuerhalten ist, sondern die Beziehungen auf beiden Seiten von Nützlichkeitsdenken bestimmt waren.